

Neues in der qualitativen und interpretativen Sozialforschung¹?

Something New in Qualitative and Interpretive Research?

Zusammenfassung: In dem Artikel wird versucht, die Entwicklung der qualitativen/interpretativen Sozialforschung, die in den letzten Jahrzehnten stattgefunden hat, zum einen darzustellen, zum zweiten zu reflektieren und zum dritten nach den Mustern hinter dieser Entwicklung zu suchen. Es wird die These entwickelt, dass die qualitative/interpretative Sozialforschung dabei ist, sich tiefgreifend zu verändern, weil neue Medien der Datenaufzeichnung und Datenanalyse und hier vor allem die audiovisuellen Medien neue Bereiche des Sozialen zugänglich machen (Nanoebene), weil die Beforschten sich auf ihr Beforschtwerden eingestellt haben und teils strategisch damit umgehen und weil die qualitative/interpretative Sozialforschung die Forschung zunehmend als kommunikatives Handeln mit den Beforschten und der Gesellschaft versteht.

Schlagwörter: Qualitative Forschung, Interpretative Forschung, Forschung als kommunikatives Handeln

Abstract: This article attempts in the first place to present the development of qualitative/interpretative social research that has taken place in recent decades, secondly this development is reflected and thirdly its pattern is examined. It represents the thesis that qualitative/interpretative social research is about to change profoundly because new media of data recording and data analysis, especially the audiovisual media, make new social areas reachable (nanoscale). This is because the investigated adapt being investigated and deal with it partly in strategic terms, and because qualitative/interpretative social research sees research increasingly as communicative action with the investigated and society.

Key words: qualitative research, interpretative research, research as communicative acting

1 Vorbemerkung

Es gehört schon ziemlich viel *Optimismus*, andere sagen: viel *Ignoranz*, dazu, zu erwarten, dass wir mit dem Wissen von heute (endlich) wissen, wie die Welt beschaffen ist und nach welchen Regeln das Zusammenleben der Menschen funkti-

oniert. Ohne Zweifel gilt: Was wir heute für richtig halten, unterscheidet sich wesentlich von dem, was wir gestern für richtig hielten. Und wir sind gewiss, dass wir auf den „Schultern von Riesen“ (Merton 1983) stehen, also weiter und besser sehen als die vor uns – und zwar nicht nur im Hinblick auf das Wissen von Welt, sondern auch im Hinblick auf das Wissen, wie man wissenschaftlich die Welt erforscht.

Wer sich allerdings der Geschichte der Wissenschaft zuwendet, den überkommt schnell ein grundsätzlicher Zweifel, da die Geschichte (wenn sie überhaupt etwas sagt) lehrt, dass die Gewissheiten von heute die Irrtümer von morgen sind: Jedes Wissen hat seine Geschichte, und somit muss jedes Wissen auch historisch eingebettet werden. Das gilt auch für die qualitative bzw. interpretative Sozialforschung.

2 Bewegungen

Auch in der qualitativen Sozialforschung kommen und gehen Themen. Das gilt sowohl für die Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung als auch für die Theoriebildung. Was gestern noch als zentral erachtet wurde, ist heute peripher, und das, was heute niemand nachfragt, wird morgen hoch gehandelt.

Es gibt also auch in der qualitativen Sozialforschung „Auf und Ab“-Bewegungen. Bewegungen, die nicht zwangsläufig zu einem ‚Immer-mehr‘ und ‚Immer-besser‘ führen, sondern zu einem Hin-und-Her des ‚Aufmerksamkeitsscheinwerfers‘ wissenschaftlicher Forschung. Wer von Bewegung spricht, behauptet implizit, dass Wissenschaftler/innen Erkenntnis nicht Schritt für Schritt anhäufen, dass der Erkenntnisweg nicht zu einem „Immer-mehr“ und „Immer-besser“ führt, dass also Wissenschaftler/innen nicht langsam und beharrlich den gesellschaftlichen Erkenntniskübel auffüllen (Popper 1974, S. 369ff.), sondern wer von Konjunkturen spricht, spricht von einem Hin-und-Her des „Aufmerksamkeitsscheinwerfers“ wissenschaftlicher Forschung, spricht eher von Paradigmenwechseln (Kuhn 1978) als von Erkenntnisfortschritt.

Vorangetrieben und exekutiert werden die Bewegungen von Handelnden, die qualitative/interpretative Sozialforschung betreiben (Wissenschaftler/innen, Studierende, Institute), und von denen, die direkt oder indirekt von der qualitativen Sozialforschung betroffen sind (Beforschte, Auftraggeber, Studierende, Gesellschaft). Durch die Interaktion und das kommunikative Wechselspiel dieser Akteure untereinander und miteinander entstehen immer wieder neue Praktiken qualitativer Sozialforschung und daraus Bewegungen, die manchmal lange, manchmal kurz überleben.

Diese Bewegungen innerhalb der qualitativen/interpretativen Sozialforschung, so sehr sie erklärbar und verstehbar sind, folgen jedoch (so scheint mir) keiner Entfaltungslogik, sie zielen auf keinen festen Punkt, oder gar auf Wahrheit oder Vernunft. Man kann sie auch *nicht* als *Trends* bezeichnen, die dauerhaft einer durchgehenden Linie folgen. In diesen Bewegungen gibt es immer wieder Löcher, Ungenauigkeiten, Widersprüche, Rücknahmen, Irrtümer, Selbsttäuschungen und Zufälle. Kleine Wellen sind in größere eingebettet, und diese wieder in ganz große. Zusammen bilden sie ein eigentümliches Geflecht von kleinen, mittleren und größeren Bewegungen, die einander durchdringen, aber auch beeinflussen. Deshalb

soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, einige dieser Entwicklungslinien nachzuzeichnen.

3 Datengrundlage

Die hier vorgetragene Einschätzung der aktuellen Entwicklung der qualitativen Sozialforschung beruht nicht auf einer eigenen empirischen Untersuchung mit Fragebögen oder breit gestreuten Interviews. Auch resultiert sie nicht aus einer systematischen Sichtung der Literatur. Dies deshalb, weil es hierzu (noch) keine Literatur oder eine wissenschaftssoziologische Studie gibt. Meine Einschätzung beruht also im Wesentlichen auf meiner ‚Mitspielkompetenz‘ und meiner Kenntnis dieses Feldes. Als Mitglied der zweiten Generation qualitativer Sozialforschung habe ich das Auf und Ab von Beginn an miterlebt, dann auch (in kleinen Teilen) mitgestaltet und dabei die Wandlungsprozesse an der eigenen Forschungspraxis und die der anderen miterleben können. Natürlich sind in meine Einschätzung auch die vielen Diskussionen mit Kolleginnen und Kollegen (auf Tagungen und vor allem: nach Tagungen) eingegangen, bei denen wir uns über die Entwicklung und die aktuelle Praxis der qualitativen Forschung ausgetauscht haben. Und zugrunde liegen meine unsystematischen, aber zahlreichen Erfahrungen als Gutachter für verschiedene Drittmittelgeber. Die hier vorgetragene Einschätzung ist also im wahrsten Sinne des Wortes eine Einschätzung (eines Feldakteurs) – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

4 Erste Einschätzung: Differenzierung und tief greifender Wandel

Was hat sich in der qualitativen Sozialforschung Neues getan? Einerseits – so der Befund auf den ersten Blick – nur wenig: Sie hat sich gut entwickelt und ausdifferenziert und dabei eine vielfältige und fruchtbare Praxis entwickelt. Und die Rhetorik des Qualitativen zielt darauf, sich auf alle Disziplinen und fast alle Fragestellungen auszudehnen. Einige Methoden haben sich etabliert, bestimmte Sichtweisen haben sich durchgesetzt und bestimmte Deutungen herrschen vor, und über deren Einhaltung wachen auch die jeweiligen Erfinder/innen bzw. deren Schüler/innen – wenn auch mit nachlassendem Erfolg. Die Geschichte der qualitativen/interpretativen Sozialforschung ist also eine klare Erfolgsgeschichte – so scheint es auf den ersten Blick.

Andererseits hat sich, wenn man genauer hinschaut, in den letzten Jahren sehr viel getan: Es gibt eine Fülle neuer Verfahren, die sich im Wesentlichen entweder neuen theoretischen Ansätzen oder aber neuen Medien der Aufzeichnung und Auswertung verdanken. Immer mehr Ziele werden mit der qualitativen/interpretativen Sozialforschung verfolgt, immer mehr neue Datensorten werden verwendet, immer mehr Interpretationsverfahren werden entwickelt, und die Grenzen zwischen Paradigmen (Quali/Quanti) werden durchlässig und durchmi-

schen sich, und: Forschung ist nicht mehr den Wissenschaftler/innen vorbehalten, sondern auch Künstler/innen und die Unternehmen betreiben qualitative/interpretative Sozialforschung, und immer mehr werden die Beobachteten als eine Form von Experten kollaborativ in die Forschung miteinbezogen. Es gibt nicht nur *mixed method*, sondern ein frohes *cross over*: Betreiber/innen wie Nutzer/innen von Methoden kreuzen sich vielfältig und gehen unterschiedliche Koalitionen miteinander ein. Bei genauer Betrachtung der Entwicklung der qualitativen/interpretativen Sozialforschung muss man jedoch sagen, dass wir gerade Zeugen eines tief greifenden Wandels der qualitativen Forschung sind. Dieser Wandel fällt besonders auf, wenn man die Frühgeschichte der qualitativen/interpretativen Sozialforschung zum Vergleich heranzieht – was ich hier kurz versuchen möchte.

In den ersten Jahren der qualitativen/interpretativen Sozialforschung, also in den frühen 1970er Jahren, gab es noch einen, wenn auch vagen Konsens darüber, was zu tun ist, wenn man qualitative/interpretative Sozialforschung betreiben will. In Angrenzung zur quantitativen Forschung, die von einer beobachterunabhängigen Welt ausging, lag der besondere Charme der qualitativen/interpretativen Sozialforschung darin, dass es ihr um den subjektiven Sinn ging, den die Handelnden in ihrem Tun dem Tun beimessen. Es ging also um die Sinnzuschreibung und deren Bedeutung für das Handeln von Subjekten. Objekte sind demnach nicht durch ihre ‚objektiven‘ Eigenschaften bestimmt, sondern durch die Bedeutung, die ihnen von den Subjekten zugeschrieben werden, dass also die Qualitäten der Objekte durch die Subjekte (zu wesentlichen Teilen) geschaffen werden, dass nicht die Objekte soziologisch relevant sind, sondern deren subjektive bzw. soziale Bedeutung, dass also das Handeln der Akteure nur verstanden werden kann, wenn man deren (subjektive) Bedeutungen kennt.

„Vielmehr sind wir bestrebt gewesen, eine Forschungskonzeption zu fördern, in deren Mittelpunkt die Analyse der Bedeutung steht, die soziale Handlungen für diejenigen haben, welche sie ausführen, und die Untersuchung der Überzeugungen und Institutionen, welche den betreffenden Handlungen diese Bedeutung verleihen“ (Geertz 1997, S. 145).

Einig war man sich, dass es für das Verstehen der Untersuchten unabdingbar ist, sich in deren Lage zu versetzen, in ihren Schuhen zu stehen, auf ihren Schultern zu sitzen, das Leben aus ihrer Sicht zu sehen. Allerdings gab es zu keinem Zeitpunkt eine feste oder gar institutionalisierte Sicht dessen, was es heißt, praktisch qualitative/interpretative Sozialforschung zu betreiben. Dies vor allem, weil von Beginn an unklar war, was es bedeutet, sich in die *Lage* der Untersuchten zu versetzen. Diese Frage entzweite von Beginn an die Forscher/innen und ging und geht bis heute in immer wieder neue Runden. Dabei drehen sich die Diskussionen meist um zwei Positionen: Soll qualitative bzw. interpretative Sozialforschung sich in die *soziale Lage* der Untersuchten versetzen und versuchen, das Handeln der Akteure aus deren *sozialer Lage* heraus zu verstehen? Oder soll sie sich an die *Stelle der Untersuchten* setzen und versuchen, das Handeln aus der *subjektiven Sicht der Untersuchten* zu verstehen – was etwas ganz anderes ist? Im ersten Fall muss man die gesamte soziale Lage, die gesamte soziale Situation der Akteure, ihre Geschichte und ihre Verwurzelung in soziale Welten und das daraus resultierende Wissen und die daraus resultierenden objektiven Probleme kennen, die sich aus dieser Lage ergeben, und diese als Ausgangspunkt für ein Verstehen und Erklären nehmen (Schütz 2004, 2010; Mead 1973; Bourdieu 1996). Im zweiten Fall versucht man aufgrund der den Untersuchten zugeschriebenen Werte, Hoffnun-

gen, Befürchtungen und lebensgeschichtlichen Besonderheiten das Handeln dieser Subjekte zu erklären, wobei man stillschweigend davon überzeugt war und ist, dass man sich als Forscher/in in die Welt der Werte, Hoffnungen und Befürchtungen der Untersuchten versetzen kann, teilt man sie doch, weil man selbst ein Mensch ist. Qualitative/interpretative Sozialforschung war also schon sehr früh ein Feld – das sich vornehmlich nach der Orientierung um subjektive oder soziale Sinnzuschreibung unterschied und organisierte.

Der Konsens, dass die beiden oben genannten Positionen die grundlegenden des Feldes sind, hat sich vor allem in den letzten 10–15 Jahren aufgelöst. Gab es in Deutschland anfangs einige charismatische Personen (allesamt weiße Männer), die angeben konnten und später angeben durften und noch später angeben sollten, was qualitative bzw. interpretative Forschung ist, (Fritz Schütze, Ulrich Oevermann, Thomas Luckmann, Hans Georg Soeffner, Thomas Leithäuser), die also Schiedsrichter und Linienrichter sein konnten, so hat sich diese – wenn auch geringe – Zentralität aufgelöst. Heute scheint es mir so zu sein, dass es keine wirklichen und anerkannten Schiedsrichter und Linienrichter mehr gibt, und auch keine mit diesen Schiedsrichtern verbundenen klaren Schulen.

Stattdessen hat sich das Feld der qualitativen/interpretativen Sozialforschung noch weiter ausdifferenziert. Es gibt neben den alten eine Reihe jüngerer Sozialforscher/innen, die miteinander darum konkurrieren, wer das Sagen hat. Aber nicht nur die alten, sondern auch die jüngeren Akteure und Akteurinnen stehen auf verlorenem Posten. Denn es wachsen immer differenziertere und voneinander abweichende Ansätze nach, die miteinander um Anerkennung kämpfen. Dabei lösen sich die früheren Ansätze weiter auf, sodass sie oft nur noch durch den Namen der Methode oder des charismatischen Führers zusammengehalten werden, aber nicht mehr durch eine gemeinsame Praktik oder eine theoretische Vorstellung.

Ein besonders markantes Beispiel für diese Entwicklung ist die *Grounded Theorie* (Reichertz/Wilz 2016), aber auch die *Inhaltsanalyse*. Hier lässt sich kaum noch sagen, was die rechte Art ist, diese Art von Forschung zu betreiben. Das gilt aber auch für die diversen *Hermeneutiken*, die noch am ehesten versuchen, eine Kanonisierung zu erreichen. Dennoch können die Kanonisierungsversuche nichts daran ändern, dass im Feld der qualitativen Methoden alle Ansätze darum ringen, wichtig zu sein. Und zunehmend scheint es auch so zu sein, als sei jede neue wie alte Methode *gleich würdig* im Feld, nicht jeder Ansatz gleich wichtig oder aber doch gleich würdig. Deshalb plädiert Uwe Flick (2014) dafür, einen methodischen *Multikulturalismus* zu leben, der unter einem großen Dach alles zulässt, was sich als ‚qualitativ‘ versteht. Günter Mey plädiert dafür, Ambivalenz zuzulassen und auszuhalten, wenn er schreibt: „Abverlangt wird uns bis zu einer Alle(s) zufriedenstellenden Klärung ein hohes Maß an Ambiguitätstoleranz“ (Mey 2016).

In den terms der Religionssoziologie könnte man zugespitzt formulieren, dass der im Feld der qualitativen Methoden anfangs vorherrschende *Polytheismus* einem *Pantheismus* gewichen ist. Alle Methoden sind gleich würdig – wenn auch für andere Ziele und Personen. Niemand hat in diesem Feld mehr das letzte Wort, niemand kann einen Schlussstrich ziehen, die Debatte im Feld prozessiert (endlos) weiter und führt zu weiterer Differenzierung.

Manche Forscher/innen labeln sich selbst mit ‚qualitativ‘, wenn sie (nur) mit *qualitativen Daten* (vornehmlich Interviews), jedoch quantitativen Auswertungsmethoden arbeiten. Andere Forscher/innen tun dies, wenn sie sowohl mit qualitativen *Daten* als auch mit qualitativen *Auswertungsmethoden* (vornehmlich In-

haltsanalyse) arbeiten (Mayring 2002). Ihnen allen ist meist gemein, dass sie eher *deskriptiv* arbeiten, also *nicht* mit einer Haltung des Verdachts hinter dem Offensichtlichen eine verborgene ‚wirkliche Wirklichkeit‘ vermuten, sondern nehmen das Gesagte und Beobachtete meist als das, was relevant ist.

Andere qualitative Forscher/innen gehen von der Prämisse der Zweigeteiltheit der Welt aus (Oberfläche, Tiefenstruktur), und sie bestehen darauf, dass man deshalb in Methode *und* Methodologie dem *interpretativen Paradigma* (Keller 2012) verpflichtet sein sollte. Die Verfahren innerhalb dieses Selbstverständnisses, die an dem sinnhaften Handeln und Tun von Subjekten interessiert sind, adressieren sich selbst meist als ‚interpretativ‘, da sie auch die Sinnmuster und Sinnangebote, die hinter dem subjektiv Gewussten liegen, hermeneutisch erschließen, also (re-)konstruieren wollen (Knoblauch 2014; Soeffner 2011, 2014; Hitzler et al. 1999). Ähnlich argumentiert auch die Wissenssoziologische Diskursanalyse (Keller 2011). Die Verfahren, welche die latenten Strukturen verbindlich (also objektiv) rekonstruieren wollen, welche für das Handeln der Menschen wesentlich sind (und meist hinter deren Rücken ihr Handeln bestimmen), bezeichnen sich meist als ‚rekonstruktiv‘ (Kraimer 2000; Bohnsack 2008; Maiwald 2013). Für sie verläuft die Trennung in der Sozialforschung nicht zwischen qualitativ oder quantitativ, sondern zwischen den Verfahren, die Tiefenstrukturen rekonstruieren, und jenen, welche an den Intentionen der Beteiligten interessiert sind (vgl. auch Garz 2007, S. 225).

5 Welche neuen Bewegungen finden im Feld statt?

Bei aller Widersprüchlichkeit und aller Gleichzeitigkeit des Widersprüchlichen lassen sich doch aus der Distanz größere Bewegungen innerhalb der qualitativen/interpretativen Sozialforschung erkennen. Nicht alle diese Bewegungen sind klar, und nicht alle befinden sich in allen Disziplinen in der gleichen Entwicklungsphase. Und was wichtig ist: Nicht immer weisen diese Entwicklungen in die gleiche Richtung, sondern sie können durchaus in Inhalt und Ausrichtung widersprüchlich sein – je nach Fach, theoretischer Ausrichtung oder Selbstverständnis – so kann man einerseits einen zunehmenden *Pragmatismus* beobachten und zugleich ein Wachsen der *Selbstreflexion*. Aus meiner Sicht sind das vor allem folgende Bewegungen, die sich allerdings nur zu analytischen Zwecken so scharf differenzieren lassen: In der Praxis überschneiden und durchmischen sich viele (und sie gelten in dieser Form nur für die qualitative Sozialforschung).

5.1 Gegenstand

Ging es am Anfang fast ausschließlich um das Subjekt und dessen Ermächtigung, so wandte sich die Aufmerksamkeit dem kollektiven Diskurs zu – während zur Zeit vor allem die Praxis, die Praxen und Praktiken (jedoch nicht die Praktiker und Praktikerinnen) und die *Artefakte*, die *Dinge* unter die Lupe genommen werden. Damit geht die Orientierung weg von der symbolischen Interaktion situierter Subjekte (trotz leichter Widerstände) und hin zur Ordnung der Praktiken und

Dinge, in der Akteure eingebunden sind – weshalb nicht mehr die Freiheiten und Spielräume der Einzelnen vermessen werden, sondern der Aufbau und der Erhalt (symbolischer) Macht und Ordnung bis hin zur Einbindung der Einzelnen in kollektive Praktiken und Dingkonstellationen.

5.2 Daten

Es ist in den letzten Jahren wegen der Betonung der Praktiken zu einer massiven Nutzung videobasierter Daten (Bildanalyse, Videographie) zu Forschungszwecken gekommen. Ein Grund hierfür ist sicher die allgemeine Mediatisierung des Alltags (TV, digitale Kameras, Feldpartitur, Handys etc.). Die Lebenswelt ‚verdatet‘ sich selbst zunehmend. Es ist aber auch zu einer tiefgreifenden Mediatisierung der Wissenschaft gekommen – auch bei der Erhebung und Auswertung von Daten. Das hat einen Druck ausgelöst, neue Techniken und Softwarepakete zu entwickeln, die unsere multi-mediale und multimodale Kommunikation erfassen und festhalten können (Chats, Skype, Video- und Telefonkonferenzen, Multi-Screen, Gleichzeitigkeit von medialer und nicht medialer Kommunikation und Interaktion). Die Entwicklung verläuft sehr deutlich vom Text über das stehende und laufende Bild bis hin zum digitalen Datum. Videobasierte Daten und die entsprechenden Transkriptionsprogramme und Bildanalyseverfahren boomen.

Auch wenn die *Ethnographie* bzw. die *teilnehmende Beobachtung* bzw. die *beobachtende Teilnahme* und auch *diverse Formen der Autoethnographie* an Bedeutung deutlich gewonnen haben, zählt die konkrete Beobachtung und das im Feld erzeugte Memo immer weniger. Was zählt, das sind ‚belastbare‘, objektive oder objektivierbare Daten, also digitale Ton- und Bildmitschnitte, Transkripte, Tabellen, Partituren, Dokumente.

5.3 Theorien

Galten anfangs die Arbeiten von Schütz als zentral, verschob sich das bald hin zu den Arbeiten über Mead, Goffman und Strauss. Mittlerweile stehen Giddens, Bourdieu, Schatzki, Foucault und Latour im Zentrum des Interesses. Dementsprechend ging es vom sinnhaften Handeln des Einzelnen über die Interaktionspraxis menschlicher Akteure hin zu der Praxis der Interaktion menschlicher wie nichtmenschlicher Akteure, also auch vom Einzelnen zur Gruppe und dann hin zu Mensch-Maschine-Netzwerken.

5.4 Arbeitspraktiken

Auf dieser Ebene sind die Entwicklungen besonders deutlich. Kaum mehr wird lange über *Methodologie* debattiert, sondern alte wie neue *Methoden* werden vorgestellt und diskutiert. Damit verbunden ist eine deutliche Ablösung der Methoden von ihrer methodologischen Begründungen. Wie Methoden erkenntnistheoretisch begründet und wie ihr Wirkungsbereich bestimmt werden können, das wird wenig diskutiert. Vermeintlich ist alles Wichtige (theoretische wie methodologi-

sche) schon gesagt, und man kann zur kontrollierten Anwendung schreiten. All dies schafft Raum für die Wiederbelebung eines gedankenlosen (Neo-)Positivismus, gegen den ja gerade die qualitative/interpretative Sozialforschung angetreten war.

Damit verbunden ist die Abkehr von der ‚Handarbeit‘ (= die Daten werden mit Hand bearbeitet, bunt markiert, auseinander geschnitten und neu zusammengeklebt) und die Hinwendung zur Maschinenarbeit (PC, Kamera, Diktiergerät, Software): Daten werden mit Hilfe von Programmen aufbereitet und verwaltet und dann entlang von vorgegeben Algorithmen ‚analysiert‘. Letzteres hat auch zur Folge, dass die Anteile des gemeinsamen Forschens zurückgehen und die computergestützte Einzelarbeit im Vormarsch ist. Statt lange zusammen zu sitzen und zu diskutieren, trifft man sich jetzt eher mit Einzelnen zwischen Tür und Angel, um schnell aktuelle Fragen (der Technik) zu besprechen. Als dies führt zu einem Switch von der Wetware (in Gehirnen gespeicherte Kultur, Wissen) hin zur Software (Programm und Regel).

Weitgehend hat man sich von der Vorstellung verabschiedet, die Auswertung der Daten sei eine ‚Kunstlehre‘ und erfordere deshalb eine lange Ausbildung. Stattdessen werden die Methoden gerne als ein *Tool-Kit* begriffen, aus dem man sich nach Belieben bedienen kann. Stattdessen debattiert man gerne und ausgiebig über Probleme bei der praktischen Anwendung von Methoden. Die Entwicklung geht von der theoretischen und methodologischen Debatte hin zur praktischen Arbeit am Forschungsgegenstand. War anfangs die Interpretation eine ‚Kunst‘ und damit Einzelanfertigung, so ist sie immer mehr auch *technische Produktion*. Es gibt eine klare Entwicklung hin zur Objektivierung, zur Rationalisierung und zur Taylorisierung – also der Trennung und Aufteilung der Forschungsschritte und manchmal auch zur Auslagerung (z.B. bei Transkriptionen). Daneben werden die Stichproben (auch wegen der neuen digitalen Möglichkeiten) immer größer.

5.5 Implizite Welttheorie

Zu Beginn der qualitativen Bewegung ging man von der Zweigeteiltheit von Welt aus (‚unten‘ oder ‚innen‘ die latente Struktur, die mühevoll rekonstruiert werden muss, und ‚oben‘ oder ‚außen‘ die glitzernde Oberfläche, auch bekannt unter der Zweiteilung ‚Sein und Haben‘). Hier zeigt sich der Unterschied zwischen den qualitativen und interpretativen/rekonstruktiven Forscher/innen besonders deutlich. Denn von den Qualitativen hört man meist das ‚Lob der Oberfläche‘ (= alles ist nur Oberfläche, es gibt keine Tiefenstruktur; die Subjekte sind mit ihrer Sicht ernst zu nehmen und Wissenschaftler/innen erzeugen nur andere Lesarten). Wenn ich etwas über die Welt erfahren will, frage (=interviewe) ich die, die in ihr leben. Interviewäußerungen bedeuten das, was sie explizit sagen. Man muss nur noch kodieren, zusammenfassen und verdichten. Die Interpretativen Sozialforscher/innen suchen dagegen verstärkt nach den zugrunde liegenden Mustern, Regeln, Typen und/oder Strukturen. Für sie besteht auch die Welt der Subjekte aus mehr als aus dem, über das die Subjekte verfügen.

5.6 Selbstverständnis

Anfangs verstanden sich die qualitativen Sozialforscher/innen als Teile einer breiten sozialen Bewegung. Gemeinsam ist man auf die Suche nach neuen Ideen, neuen Methoden und neuen Theorien aufgebrochen. Jetzt versteht man sich eher als Mitspieler eines sozialen Feldes, in dem alle Beteiligten miteinander (teils erbittert) um symbolisches, mediales und ökonomisches Kapital konkurrieren. Es ist zu einer *Ökonomisierung des Feldes* gekommen. Auch deshalb finden sich in der Öffentlichkeitsarbeit von Forscher/innen keine (nur) getippten Berichte mehr, sondern die ‚Papers‘ gehorchen oft der Logik gestalteter (Werbe-)Texte: flüssig und pointenreich geschrieben, gut illustriert und gezielt vermarktet.

5.7 Verhältnis zu anderen Disziplinen und gesellschaftlichen Gruppen

Einher mit der Ökonomisierung des Feldes findet sich eine Zunahme *kollaborativer Formen* der wissenschaftlichen Arbeit, oft auch *Transdisziplinarität* oder *Partizipationsforschung* genannt (Selke 2015; Unger 2014). Allerdings ist die aktuelle Partizipationsforschung, im Unterschied zur Aktionsforschung der 1970er Jahre, deren Erbe sie ist, nicht besser: nicht allein von einem neuen Ermächtigungswillen des Subjekt getragen, sondern von dem Wunsch staatlicher wie privater Organisationen, bei den Subjekten entweder Akzeptanz für neue technische und soziale Großprojekte herzustellen oder aber deren Innovationspotential zu nutzen (vgl. Hebestreit 2013). Sie verdankt sich also nicht einer neuen Demokratiebewegung, sondern die Möglichkeit mitzureden, geht auf eine von oben verordnete Partizipation zurück.

Ein weiterer Grund für den Aufschwung der Partizipation ist die Durchführung von *gesellschaftlichen Großprojekten*, wie die Entschlüsselung des Genoms, Einführung der Nanotechnologie, oder aber auch auf staatlicher bzw. lokaler Ebene die Errichtung neuer Bahnhöfe, der Bau von Brücken oder Kernkraftwerken. Bei all diesen Großprojekten soll und muss wegen der hohen Kosten von Beginn an die Bürgerschaft miteinbezogen werden (ELSI = Ethical, Legal and Social Implications), da ansonsten die Gefahr besteht, dass die Investitionen sich wegen des Bürgerprotests nicht lohnen. Man findet Partizipation und Kollaboration mittlerweile allerorten. Allerdings gelten sie in Politik und Wirtschaft meist (ohne jede theoretische Reflexion und Rechtfertigung) als gutes und kostengünstiges Mittel der *Aktivierung von Innovationsreserven* oder *Mittel der Beschwichtigung* von Bürgerbedenken bzw. der *Beschaffung von Akzeptanz*.

5.8 Kosten

Zudem vollzieht sich ein unübersehbarer Wandel von *teuer und langsam* zu *quick and cheap*. Lange Beobachtungen und lange Interviews geben zwar Hinweise auf die Eigenlogik des Untersuchungsfeldes, sind aber auch aufwendig. Zeit ist auch in der Wissenschaft knapp und teuer. Deshalb geht die Entwicklung hin zu fokussierten Datenerhebungen: Es wird nur noch ganz gezielt das beobachtet und erhoben, was interessiert. Das spart erst Zeit und später den Auswertungsaufwand.

5.9 Reflexion der Forschungspraxis

Sehr deutlich ist eine Entwicklung innerhalb der qualitativen/interpretativen Sozialforschung, die möglicherweise die zentrale darstellt, nämlich die Entwicklung, den forschenden Blick zunehmend nicht nur auf das ‚gemalte Bild‘ zu richten, sondern auch auf das ‚Malen des Bildes‘ – oder anders: sich reflexiv dem eigenen forschenden Handeln zuzuwenden. Dieser Steigerung der Reflexivität des Forschungsprozesses hat nicht nur zu einem vermehrten Interesse an den Mikropraktiken und Mikropolitiken der gemeinsamen kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit geführt (Keller/Knoblauch/Reichertz 2013), sondern auch zu einer gesteigerten Sensibilität für die Subjektivität der Forschenden und deren Bedeutung in der gesamten Forschung. So interessiert sich qualitative/interpretative Sozialforschung verstärkt für die *Praxis des Forschungsbetriebens*. Untersucht wird, wie man in der Wissenschaft *gemeinsam interpretiert* (Reichertz 2013b; Meyer/Meier zur Verl 2013), welche *logischen* Schlussverfahren zum Einsatz kommen (Reichertz 2013a), wie *theoretisiert* und *argumentiert* wird (Farzin/Laux 2014), wie *gelesen* und wie *geschrieben* wird. Damit verbunden ist auch die Rückbesinnung auf die eigene Geschichte (erste Geschichten der qualitativen/interpretativen Sozialforschung werden geschrieben – Keller/Poferl 2016; Reichertz 2016, S. 6ff; Eberle 2016).

6 Die Untersuchten haben sich auf ihre ‚Beforschung‘ eingestellt

Nicht nur die qualitative/interpretative Sozialforschung hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte geändert, sondern auch die von den Sozialwissenschaftlern/innen untersuchte gesellschaftliche Praxis. Letztere hat nämlich ihre Erfahrungen mit der Sozialforschung gemacht und sich auf diese eingestellt: einerseits, weil sie sich ‚versozialwissenschaftlicht‘ hat (im Feld findet man zunehmend die Ergebnisse und Spuren sozialwissenschaftlicher Forschung), andererseits trifft man immer öfter auf ein vorbereitetes Untersuchungsfeld, das strategisch mit den Wissenschaftler/innen umgeht: Man ist als Forscher/in nicht der/die erste, der/die im Feld ankommt, sondern ist eine/r von vielen mit denen das Feld (manchmal gute, manchmal schlechte) Erfahrungen gemacht hat. Manche Felder oder Lebens-Welten sind auch schon ‚überforscht‘, so dass teils heftige Abwehrreaktionen zu beobachten sind. Das gilt vornehmlich, wenn man die Praxis von staatlichen wie privatwirtschaftlichen *Organisationen* untersuchen möchte. Denn die Vertreter dieser Organisationen sind sehr erfindungsreich, sich wissenschaftliche Beobachter/innen vom Leib zu halten. Sehr viel lieber geben sie lange Interviews, die schon auf den ersten Blick als PR-Aktivitäten zu erkennen sind. Und oft lassen sich Wissenschaftler/innen (ohne es zu bemerken) dazu benutzen, PR für die untersuchte Organisation auf den Markt zu bringen.

Nun war es noch nie ganz leicht, als beobachtender Wissenschaftler/beobachtende Wissenschaftlerin an der Lebenspraxis anderer Menschen für eine gewisse Zeit teilzunehmen. Weshalb sollte man einem Fremden auch Einblicke in das eigene Leben oder das Leben einer Organisation gewähren? Es ist wohl kein Zufall,

dass die Sozialwissenschaft zwar schon fast alle randständigen Gruppen genauestens und teils mehrfach untersucht hat, von den Zentren gesellschaftlicher Macht (Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Banken, Gewerkschaften, Militär etc.) jedoch so gut wie nichts weiß, da ihr in der Regel ein genauerer Einblick in diese Felder verwehrt wird.

Forschung ist nun (entgegen der Intuition, Organisationen hätten sich in den letzten Jahrzehnten gegenüber der Gesellschaft geöffnet) in den letzten Jahrzehnten nicht leichter geworden – eher schwieriger. Dies vor allem deshalb, weil die Organisationen, die man als Wissenschaftler/in untersuchen will, sich immer öfter einer Beobachtung verweigern. Dass (mittlerweile so viele) Organisationen sich sträuben, sich von *unabhängigen* Wissenschaftler/innen untersuchen zu lassen², hat sicherlich auch etwas mit der Fülle von Studien zu tun, die in den letzten Jahren veröffentlicht wurden – also mit dem Erfolg der qualitativen Methoden in den Sozialwissenschaften. Denn nicht immer waren die untersuchten Organisationen mit der Forschung selbst und/oder mit den Ergebnissen besonders glücklich. Manche fühlten sich (zu Recht oder zu Unrecht) falsch verstanden und dargestellt. Aber immer galt und gilt: Wissenschaftliche Untersuchungsergebnisse bleiben nicht (mehr) im universitären Kontext, sondern werden von Freund wie Feind (der Untersuchten) in den gesellschaftlichen Diskurs eingespeist und dort für politische Auseinandersetzung oder Verteilungskämpfe genutzt – weshalb in der Regel Forschung heute Folgen hat für das Untersuchungsfeld bzw. für die, die dort leben. Und da diese Folgen nicht immer im Interesse der Untersuchten sind und auch nicht sein können, schließen sich die Untersuchungsfelder zunehmend ab – wenn auch freundlich.

Diese neue ‚freundliche Schließung‘ der Organisationen ergibt sich ganz wesentlich daraus, dass (fast alle) Organisationen im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehen und dass die Unternehmen und Organisationen aus verständlichen Gründen Public Relations, also Öffentlichkeitsarbeit betreiben – was heißt: Sie arbeiten im Sinne einer überzeugenden Corporate Identity bewusst und gezielt an ihrem Bild in der Öffentlichkeit. Denn Public Relations bestehen nun nicht nur darin, der Öffentlichkeit auf möglichst vielen Kanälen zu kommunizieren, *was* man gerade tut, sondern dass man dieses auch *gut* tut. Das ist aus Sicht der PR auch vollkommen in Ordnung. Denn es gehört zur ‚Natur‘ der PR, alle Informationen über das eigene Haus, die von innen nach außen gehen, daraufhin zu kontrollieren, ob sie für das öffentliche Bild des Unternehmens/der Institution gut oder schlecht sind. Alle Informationen laufen durch diesen Filter. Wenn Wissenschaftler/innen kommen und sich mittels Forschung Wissen über das Unternehmen/die Institution erarbeiten, dann gelangt dieses Wissen via wissenschaftlicher Publikation (aus Sicht der PR-Abteilung) unkontrolliert nach außen, also ohne durch den PR-Filter zu laufen. Das ist für jede PR-Abteilung eine mittelschwere Katastrophe, die es auf jeden Fall zu verhindern gilt. Und damit blieben viele Bereiche gesellschaftlichen Lebens für die qualitative Forschung unbekannte Orte. Und zwar vor allem die Bereiche, die für eine soziologische Aufklärung relevant wären – will man gesellschaftliches Handeln, also politisches, wirtschaftliches, ökonomisches, mediales etc. Handeln verstehen und erklären. Ausgeleuchtet werden dann vor allem die gesellschaftlichen Praktiken, die entweder öffentlich *vollzogen* werden (z.B. Kirchentage, Events etc.), oder die, von denen die Akteure ausdrücklich möchten, dass sie *öffentlich werden*.

Nicht nur die Medien, sondern auch die Wissenschaft wird heute gerne von den Untersuchten für die ‚eigenen‘ Zwecke genutzt. Auf diese Weise zeichnen

manche sozialwissenschaftliche Studien ein recht verzerrtes Bild der Gesellschaft, das zwar nicht die beobachteten Akteure/innen, aber viele Soziologen und Soziologinnen für die Wirklichkeit halten. Es kommt so gelegentlich zu einer Umkehr der Funktion von Forschung: Waren es früher vor allem die Wissenschaftler/innen, die mit der Forschung etwas erreichen wollten, nämlich die Erweiterung ihres Wissens, so sind es heute oft die Untersuchten, die mit der Forschung etwas erreichen wollen, nämlich die scheinbar ‚objektive‘ Verbreitung ihrer Sicht der Dinge. Sie nutzen die Forschung für ihre Interessen.

7 Gibt es hinter diesen Entwicklungen ein Muster, das verständlich macht?

Neues Selbstverständnis: Aufgrund der Reflexion der eigenen Forschungspraxis und aufgrund der geschichtlichen Rückbesinnung und Selbstvergewisserung ist es zu einem neuen Konsens gekommen, dass nämlich qualitative Forschung immer auch ein *kommunikativer Prozess* ist – ein Konsens, der im Übrigen schon in den frühen Tagen formuliert wurde, sich jedoch nicht wirklich durchsetzen konnte (Schütze, Bielefelder Gruppe). Forschungshandeln ist demnach immer auch ein kommunikativer Prozess

- mit den Erforschten,
- mit der Gesellschaft, in der und für die man Wissenschaft betreibt und
- mit der eigenen Scientific Community

1. Die Erkenntnis, dass *Forschen immer auch kommunikatives Handeln mit den Beforschten* ist, hat zu der Erkenntnis geführt, dass zum Beispiel Interviews immer auch als Ko-Produktionen (Clarke 2005; Charmaz 2014) von Interviewten und Forscher/innen aufgefasst werden. Zudem zu der Erkenntnis, dass aber auch bei Forschungsergebnissen die Untersuchten in gewisser Weise als Ko-Autoren/innen sind (Charmaz 2014). Die Erkenntnis, dass Forschung immer auch Kommunikation mit dem Beforschten ist, hat zudem die Einsicht genährt, dass der Forschungsprozess nicht nur die Beforschten in ihrer Identität verändert, sondern auch die Forscher/innen selbst – dass also Forschung als kommunikativer Prozess nicht nur die kommunikative Schaffung von Erkenntnis, sondern die kommunikative Veränderung der Identität aller daran Beteiligten zur Folge hat. Deshalb macht es in dieser Perspektive auch Sinn, die Beforschten sehr viel stärker an der Forschung zu beteiligen bzw. ihnen eine wesentlichere Rolle zuzusprechen (Partizipation). Die identitätsstiftende Bedeutung von Forschung hat auch die Diskussion wiederbelebt, ob Forscher/innen nicht auch die Aufgabe haben, mittels Forschung bestimmte wünschenswerte Veränderungen bei den Beforschten, aber auch bei sich selbst hervorzurufen. Neue Fantasien der Selbstoptimierung und Fremdoptimierung gedeihen auf diesem Boden besonders gut.

Die Erkenntnis, dass Forschung immer auch kommunikatives Handeln ist, hat paradoxerweise auch zu der gehaltvollen Debatte geführt, mit wem ein solches kommunikatives Handeln möglich ist, oder anders formuliert: Sie hat

auch zu den Fragen nach den Grenzen des Sozialen (Lindemann, Hitzler, Pfadenhauer) bzw. zu den Grenzen von Kommunikation neu gestellt: Es geht dabei nicht mehr allein um die Frage, wie die Beforschten mit Non-Humans, Komapatienten, Dementen, Artefakten, Computer etc. umgehen und ob und wie sie mit ihnen kommunizieren, sondern wie die Forscher/innen diese Objekte/Subjekte untersuchen und mit ihnen kommunizieren können.

2. Die Erkenntnis, dass Forschung immer auch *Kommunikation mit der jeweiligen Gesellschaft* ist, hat die Debatte um die Rolle und die Verantwortung der Wissenschaft gegenüber der Gesellschaft neu entfacht. Sollen Wissenschaftler/innen nur das Vorhandene, unabhängig davon, in welchem beklagenswerten Zustand sich das Vorhandene gerade befindet, sollen sie also dieses Vorhandene nur dokumentieren und analysieren? Oder haben sie auch die Pflicht, das beklagenswerte Vorhandene zu verändern oder zu mindestens durch ihre Forschung Veränderungsimpulse zu setzen? Muss die Soziologie oder besser: müssen Soziologen/innen nicht auch und mehr mit der Gesellschaft kommunizieren, müssen sie sich auch öffentlich zu aktuellen Fragen äußern, können und dürfen sie sich einer Antwort enthalten?
3. Die dritte angestoßene Veränderung betrifft die Forschung innerhalb der Scientific Community selbst. Zunehmend wird thematisiert, dass Forschung auch ein kommunikativer Prozess mit Kollegen und Kolleginnen ist, in dem sich alle Beteiligten bestimmter Praktiken und Medien bedienen, um überzeugend zu sein, also bestimmte soziale/kommunikative Techniken nutzen, um sich und ihre Sicht der Welt durchzusetzen. Kurz: Es werden zunehmend und auch gezielt bestimmte kommunikative Strategien genutzt, um Produkte (Theorien) auf dem Markt der Erkenntnisse überzeugend zu platzieren und somit symbolische und letztlich ökonomische Gewinne zu erzielen.

8 Ursachen dieser Entwicklung

Was sind die Ursachen für den oben beschriebenen Multikulturalismus oder gar des Pantheismus? Erst einmal und vor allem: Es wird sehr viel mehr qualitative/interpretative Sozialforschung betrieben, es werden sehr viel mehr Forscher/innen ausgebildet, es hat sich kein einheitliches Curriculum herausgebildet, es gibt mehr Anbieter und es gibt sehr viel mehr Nachfrage aus Wirtschaft und Gesellschaft und die Verlage bringen ohne Prüfung vieles auf den Markt. Die Gründe hierfür sind vielfältig:

Die teilweise Einführung des New Public Management (NPM) – oft auch mit dem Bolognaprozess verbunden – brachte für alle Hochschulangehörige den Druck mit sich, regelmäßig Drittmittel, also Forschungsgelder einzuwerben. Das hat nicht nur bei der DFG zu einer rasanten Steigerung der Anzahl der Anträge geführt und (da es zu keiner wesentlichen Vermehrung der Gelder kam) zu einer drastischen Erhöhung der Ablehnungsrate, was wiederum weitere Versuche, mit weiteren Anträgen erfolgreich zu sein, nach sich zog. Da das New Public Management auch für Fachhochschulen und auch für Kunsthochschulen gilt, werden auch von deren Angehörigen vermehrt Forschungsanträge gestellt. Insgesamt hat sich so die Anzahl der Forschenden erhöht.

Zudem werden sehr viel mehr Nachwuchswissenschaftler/innen in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung ausgebildet als zuvor und im Rahmen der Ausbildung wird Forschung in Qualifikationsarbeiten durchgeführt. Die Vielzahl der Ausgebildeten steht jedoch in keinem Verhältnis zu der Zahl der Professoren/innenstellen, die qua Widmung qualitative Forschung betreiben und lehren sollen – was die Konkurrenz des Nachwuchses untereinander erhöht und einen Prozess der Überbietung in Gang setzt.

Zwar war die qualitative/interpretative Sozialforschung darin erfolgreich, sich in vielen sozialwissenschaftlichen Studiengängen zu verankern, doch ist es der qualitativen/interpretativen Sozialforschung bislang nicht gelungen, ein wirklich gemeinsames Curriculum, das Standards qualitativer Sozialforschung fixiert, zu entwickeln. Als Reflex darauf findet sich in Abschlussarbeiten vielfach die Praxis, mit selbst gestrickten Methoden soziale Felder zu untersuchen – was meist mit der *Gegenstandsangemessenheit* gerechtfertigt wird.

Die Vielzahl der in qualitativen Methoden ausgebildeten Nachwuchswissenschaftler/innen und die geringe Zahl der Hochschulstellen hat auch dazu geführt, dass die in diesem Kampf weniger Erfolgreichen in öffentlichen wie privaten Forschungsinstitutionen ihrer Arbeit nachgehen. Denn weil immer mehr private wie öffentliche Institutionen und Organisationen Forschung nachfragen (Evaluation, Marktausleuchtung etc.), ist neben den Hochschulen und ihren Instituten als Anbieter von Forschung ein neuer Markt für kostengünstige (Auftrags-)Forschung entstanden, der zwar nicht sehr lukrativ ist, dennoch den Lebensunterhalt sichern kann.

Ein weiterer Grund: Die *Verlage* nehmen in ihrem Konkurrenzkampf alles, was ihnen in druckfertiger Form angeboten wird. Alles, selbst die obskurste Ansicht wird öffentlich, wird gedruckt, wird in den Diskurs gespeist – wenn auch nicht in Zeitschriften, so aber in Büchern.

Soweit die morphologischen Gründe für die Entwicklung. Daneben finden sich Gründe, die aus der Besonderheit der qualitativen/interpretativen Sozialforschung resultieren. Da ist an erster Stelle das Nachdenken über die eigene Arbeit zu nennen. Denn der Diskurs der Qualitativen wird in Schwung gehalten und beschleunigt durch eine im interpretativen Ansatz strukturell *verankerte Reflexivität des Eigenen*. Dieses Gebot, sich selbst und die eigene Forschung zu reflektieren und die Ergebnisse dieser Reflexion in das methodische Vorgehen wieder mit einzubinden, verhindert Stillstand und installiert permanente Entwicklung. Denn reflektiert man das, was man tut, dann zeigen sich Perspektiven, Standpunkte und Interessen von Personen und Institutionen dort, wo vorher scheinbar interesselose Erkenntnislogik und Datenorientierung vorherrschten. Gewissheiten lösen sich auf und es wird sichtbar, dass die Methoden beschränkt und deren Begründungen lückenhaft sind. Es ist viel weniger gewiss als erhofft und behauptet.

Durch die *Erfindung und Nutzung der neuen Medien* (und hier vor allem moderne hochauflösende Kameras, Miniaturisierung von Mikrofonen und der Nutzung von PCs und Smartphones) wurden nicht nur neue Methoden der Datenerhebung, sondern auch der *Datenanalyse* geschaffen. Von besonderer Bedeutung sind dabei die Medien, die es möglich machen, äußere Erscheinungen, und seien sie noch so klein und seien sie noch von so kurzer Dauer, festzuhalten und mithilfe anderer Computerprogramme für die Analyse verfügbar zu machen. Dieser *mediale Wechsel* hat den Sozialwissenschaften Zugang zu neuen Wirklichkeitsbereichen geschaffen, den ich hier als den *Nanobereich* des Sozialen bezeichnen möchte. Mit *Nanobereich* ist die Ausdrucksebene sozialer Interaktion gemeint, bei

der die einzelnen bedeutungstragenden Einheiten entweder von so kurzer Dauer sind oder aber sich in minimalen Veränderungen zeigen, die entweder für die normale, beobachtende wissenschaftliche Beobachtung (Auge, Ohr, Gespür) nicht wahrnehmbar, aber auf jeden Fall kaum rememberbar und damit auch nicht für die Analyse verfügbar ist. Die Entdeckung und Vermessung des Nano-Bereichs ist aus meiner Sicht für die qualitative Sozialforschung von enormer Bedeutung und sie bringt einen enormen Wandlungsschub mit sich, der meines Erachtens nur mit dem Schub zu vergleichen ist, der mit der Erfindung und Einführung der Tonbandgeräte einherging.

Theoretisch hat sich in den letzten Jahrzehnten die Diskussion sehr deutlich vom Subjekt, seinen Intentionen und seinen Bewusstseinsinhalten abgewandt und mehr den Körper, den Praktiken, den Dingen und der Situation zugewandt. Damit einher geht die De-Zentrierung des Subjekts und in den Vordergrund treten un- und vorbewusste Handlungen, verkörperte Praktiken und Routinen und Umgangsweisen mit Dingen, die den jeweiligen Nutzern/innen bestimmte Handlungsweise nahe legen. Von Bedeutung wird die *Handlungsmacht* von Dingen oder auch von Praktiken, welcher die Akteure, wollen sie die Dinge benutzen, sich beugen müssen. Dies führt zu Mensch-Artefakt-Verbindungen, bei denen die Handlungslogik nicht mit mehr und nicht mehr alleine dem Subjekt zugerechnet werden kann.

Transatlantischer Ideenaustausch: War es in den 1960-er Jahren vor allem die amerikanische Kultur der qualitativen Sozialforschung, die inspirierend für die deutsche Qualitative Forschung wirkte, so gibt es jetzt komplexere und beidseitige Austauschprozesse: In der ersten Welle waren es vor allem Anselm Strauss, Harold Garfinkel und die Ethnomethodologen der ersten Jahre, welche die deutsche Forschung inspirierten, weil einige Wissenschaftler aus den deutschsprachigen Ländern bei ihnen einige Zeit verbrachten und viel an Wissen und Methoden erlernten. Zurzeit kann man auch beobachten, dass die Bewegung nicht mehr nur vom anglophonen in den deutschen Raum geht, sondern dass, auch aufgrund der vielfältigen Austauschprozesse insbesondere auf der Ebenen der Nachwuchswissenschaftler/innen, der Austauschprozess zweiseitig wird. Die amerikanische Diskussion wird durch deutsche bzw. europäische Diskussionen beeinflusst (Situation, Diskurs, Abduktion), während der deutsche Diskurs aber auch von bestimmten amerikanischen Entwicklungen inspiriert wird (Praxis, Emotion).

Dennoch: Aus meiner Sicht sind die in den letzten Jahren stattfindenden theoretischen Ausdifferenzierungen des Feldes nicht allein und nicht wesentlich auf die Debatten (hier vor allem: Praxistheorie, ANT – vgl. Schatzki et al. 2000; Latour 2002, 2010) zurückzuführen, sondern die neuen Formen, Inhalte und Ergebnisse der qualitativen/interpretativen Sozialforschung sind maßgeblich von „transepistemischen“ und „transwissenschaftlichen“ Faktoren (Knorr-Cetina 1984, S. 154ff.) beeinflusst, z.B. von institutionell verankerter Macht, Konkurrenz, Emotionen, kulturellen Erwartungen, Normen und Zuschreibungen der jeweiligen Scientific Community. Dies, weil die beteiligten Wissenschaftler/innen sich zeitgleich in *zwei* epistemischen Welten bewegen: einerseits in der „Welt des Wissens“, in der sie sich als kompetentes Mitglied der Scientific Community erweisen sollen, andererseits in der „Welt der Macht“, in der sie mit anderen konkurrieren und sich vergleichen und sich hierarchisieren müssen (Angermüller 2012, S. 716f.; auch Bourdieu 1989). Die so entstehende Interaktionsdynamik lässt sich in Wissenschaftler/innengruppen weder stillstellen noch eliminieren – sie ist fundamental und maßgeblich verantwortlich für den Prozess der gemeinsamen

kommunikativen Wissenskonstruktion (Knorr-Cetina 1984, S. 290; Keller/Poferl 2016). Wissenschaftlicher Fortschritt hängt in dieser Sicht ganz wesentlich auch von solchen außerwissenschaftlichen Faktoren ab, also auch von äußeren Faktoren wie Professuren, Drittmittelprogrammen, Austauschprogramme und neue Medien.

9 Herausforderungen

Sicherlich wäre es sinnvoll und wünschenswert, einmal den neu entstandenen Markt qualitativer Forschung zu vermessen, seine Dynamik zu rekonstruieren und gegebenenfalls einzuhegen. Aber dafür sehe ich auf absehbare Zeit keine Erfolgschancen. Mehr Möglichkeiten sehe ich bei den innerwissenschaftlichen Faktoren.

Eine zentrale Herausforderung ergibt sich aus meiner Sicht daraus, dass die neuen Aufzeichnungs- und Auswertungsmethoden nicht nur das Visuelle sozialer Interaktion verstärkt in den Vordergrund treten lassen, sondern dass in diesem Zuge auch die *Prozesse der Mikrokoorientierung* sichtbarer geworden sind, und dass dieser *Nanobereich* sozialer Interaktion und Kommunikation fixierbar und damit auch analysierbar geworden ist. Mit der Entdeckung und Vermessung des Nanobereichs gehen theoretische, methodische und methodologische Herausforderungen einher, die bislang noch nicht ganz überblickt werden können, geschweige, dass hierzu schon systematische Ausführungen vorliegen. Hier bedarf es systematischer Arbeiten und gegebenenfalls auch neuer Plattformen und Medien, wo diese Probleme systematisch diskutiert und bearbeitet werden können.

Eine weitere Herausforderung stellen *neuere Theorien* dar, die den Kern der qualitativen/interpretativen Sozialforschung berühren – wie die Praxistheorie oder die Akteur Netzwerk Theorie (vgl. Schatzki 2000; Schatzki et al. 2000; Latour 2002, 2010). Sie fordern zu Recht, nicht nur das sinnhafte Handeln von Menschen in den Vordergrund zu stellen, sondern auch subjektübergreifenden Einheiten, wie Artefakte, Körperpraktiken, aber auch Situationen. Die Analyse dieser subjektübergreifenden Einheiten, die schon immer ein Gegenstand der rekonstruktiven und interpretativen Sozialforschung war, stellt theoretisch wie praktisch eine massive Herausforderung dar, weil sie das handelnde Subjekt und sein Wollen aus dem Zentrum der qualitativen Analyse herausnimmt und es nur als Teil einer Gesamtinteraktion begreift, die in ihrer Gesamtheit weder vom Subjekt gesteuert ist noch von ihm gesteuert werden kann.

Hier wird mit allen Beteiligten zu diskutieren sein, ob mit der Betonung von Praktiken und Dingen sich die qualitative Sozialforschung, die von Beginn an auf das sinnhaft handelnde und zeichenbenutzende Subjekt ausgerichtet war, auflöst und statt sinnhaften Handlungen, die Subjekten zugerechnet werden, jetzt Praktiken und Umgangsweisen mit Dingen und auch Diskurse, die über die Köpfe der Subjekte hinweg auf deren Köpfe und deren Handlungen zielen, untersucht werden.

Die qualitative/interpretative Sozialforschung hat sich m.E. ihr Problem mit der Handlungspraxis des Subjekts zum Teil selbst eingebrockt – auch weil sie sich in den zurückliegenden Jahren (zu) sehr auf die *Bewusstseinsleistungen* der Subjekte und die *sprachlichen Formen von Wissen* konzentriert hat. Dabei hat sie die

Situation aus dem Blick verloren, ebenso die *Praktiken des Kommunizierens* und *Interagierens*.

Letztere, nämlich die *Praktiken des Kommunizierens* und *Interagierens*, hat sie oft aus ihrer Geschichtlichkeit, ihrer Pfadabhängigkeit herausgelöst und damit hat die qualitative und interpretative Sozialforschung praxistheoretischen Ansätzen hinreichend Gründe für den Vorwurf geliefert, die qualitative/interpretative Sozialforschung verfehle mit der Konzentration auf die einzelnen Subjekte, deren sozialen Motive und deren mentale Zustände, den Gegenstand der Sozialwissenschaften, nämlich die Herstellung und Erhaltung sozialer Ordnung. Fraglich ist, wie diese Fragen in Zukunft erforscht werden können. Eine methodologisch/methodische Frage könnte z.B. sein, ob mit der Fokussierung auf *Praktiken des Kommunizierens* und *Interagierens* eine Umstellung der Methoden der Datenerhebung von den *Ego-Dokumenten* (vor allem Interviews) hin zu den *registrierenden Dokumenten* (vor allem technische Aufzeichnungen von sozialem Handeln³) einhergeht oder auch eine Neugewichtung der inhaltsanalytischen und interpretativen Verfahren der Datenanalyse.

Aber auch das muss die Zukunft zeigen – nämlich ob diese Einsichten zu den Gewissheiten gehören, die sich schon morgen als Irrtum herausstellen.

Anmerkungen

- 1 Keynote auf dem 5. Schweizer Methodenfestival – Qualitative Forschungsmethoden in Basel 17.09. 2016. Die hier vorgetragenen Überlegungen stellen eine erhebliche Überarbeitung der Gedanken dar, die in Lüders/Reichertz 1986 und in Reichertz 2009 aufgenommen und in Reichertz 2016, S. 84ff weiter geführt wurden. Siehe auch in Mey & Mruck 2014, S. 87–102 und 183ff.
- 2 Einher mit dieser Zurückhaltung gegenüber unabhängigen Wissenschaftler/innen geht eine verstärkte Nachfrage nach Formen der Auftragsforschung, bei denen die Auftraggeber sich das Recht einräumen lassen, die Forschungsberichte vor der Veröffentlichung lesen und gegebenenfalls ‚sachliche Fehler‘ richtig stellen zu dürfen.
- 3 Allerdings könnten auch heute schon, aber gewiss in naher Zukunft die registrierenden Dokumente nur noch eine Praxis aufzeichnen, die darum weiß, dass sie aufgezeichnet wird und sich dementsprechend strategisch für die Beobachter/innen aufstellt und zeigt – um eigene Interessen mit Hilfe der willfähigen Wissenschaftler/innen zu verfolgen (Dank an Heiko Kirschner für diesen Hinweis).

Literatur

- Angermüller, J. (2012): Wissenschaft als Wissen/Macht. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Band. 1. Wiesbaden, S. 707–718.
- Bohnsack, R. (2008): Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden. Opladen.
- Bourdieu, P. (1989): Vom Gebrauch der Wissenschaft. Konstanz.
- Bourdieu, P. (1996): Die Praxis der reflexiven Anthropologie. In: Bourdieu, P./Wacquant, L. (Hrsg.): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main, S. 251–294.
- Charmaz, K. (2014): Constructing Grounded Theory. 2. Auflage Thousand Oaks.
- Clarke, A. E. (2005): Situational analysis: Grounded theory after the postmodern turn. Thousand Oaks.

- Eberle, S. T. (2016): Qualitative Cultural Sociology. In: Inglis, D./Almila, A.-M. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Cultural Sociology*. London, S. 237–254.
- Farzin, S./Laux, H. (Hrsg.) (2014): *Gründungsszenen soziologischer Theorie*. Wiesbaden.
- Flick, U. (2014): *Qualitative Forschung 2.0: Zwischen Konsolidierung und Internationalisierung*.
http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/video/mittagsvorlesung_2014/index.html (10. Januar 2016)
- Garz, D. (2007): Qualitative und/oder/versus rekonstruktive Sozialforschung, das müsste heute die Frage sein. In: *Erwägen – Wissen – Ethik*, 18. Jg., H. 2, S. 224–225.
- Geertz, C. (1997): *Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entkleiden der Fakten*. München.
- Hebestreit, R. (2013): *Partizipation in der Wissensgesellschaft*. Wiesbaden.
- Hitzler, R./Reichert, J./Schröer, N. (Hrsg.) (1999): *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz.
- Keller, R. (2011): *Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden.
- Keller, R. (2012): *Das interpretative Paradigma: Eine Einführung*. Wiesbaden.
- Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.) (2013): *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*. Wiesbaden.
- Keller, R./Pöferl, A. (2016): Soziologische Wissenskulturen zwischen individualisierter Inspiration und prozeduraler Legitimation. Zur Entwicklung qualitativer und interpretativer Sozialforschung in der deutschen und französischen Soziologie seit den 1960er Jahren. In: *FQS Forum Qualitative Sozialforschung*, 17. Jg., H. 1, Art. 14. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1601145> (23. März 2017)
- Knoblauch, H. (2014): Qualitative Methoden am Scheideweg – jüngere Entwicklungen der interpretativen Sozialforschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung*. Wiesbaden, S. 73–86.
- Knorr-Cetina, K. (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt a.M.. Suhrkamp.
- Kramer, K. (Hrsg.) (2000): *Die Fallrekonstruktion*. Frankfurt a.M.
- Kuhn, T. S. (1978): *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte*. Frankfurt a.M.
- Latour, B. (2002): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a.M.
- Latour, B. (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a.M.
- Lüders, C./Reichert, J. (1986): Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum – Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. In: *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, o. Jg., H. 12, S. 90–102.
- Maiwald, K. O. (2013): Der mikroskopische Blick. In: *Sozialer Sinn*, 14. Jg., H. 2, S. 185–205.
- Mayring, P. (2002): *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim.
- Mead, G. H. (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.
- Merton, R. (1983): *Auf den Schultern von Riesen*. Frankfurt a.M.
- Mey, G. (2016). Qualitative Forschung: Zu einem Über(bei)griff und seinen (Ver)Wendungen. *ZQF Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 17. Jg., H. 1+2, S. 185–197.
- Mey, G./Mruck, K. (2014): *Qualitative Forschung*. Wiesbaden.
- Meyer, C./Meier zu Verl, C. (2013): Hermeneutische Praxis. Eine ethnomethodologische Rekonstruktion sozialwissenschaftlichen Sinnrekonstruierens. In: *Sozialer Sinn*, 14. Jg., H. 2, S. 207–234.
- Popper, K. R. (1974). *Objektive Erkenntnis*. Hamburg.
- Reichert, J. (2009): Die Konjunktur der qualitativen Sozialforschung und Konjunkturen innerhalb der qualitativen Sozialforschung [48 Absätze]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 10. Jg., H. 3, Art. 30. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0903291> (24. März 2017)

- Reichertz, J. (2013a): Die Bedeutung der Abduktion in der Sozialforschung. Über die Entdeckung des Neuen. 2. überarbeitete und erheblich erweiterte Auflage. Wiesbaden.
- Reichertz, J. (2013b): Gemeinsam interpretieren. Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess. Wiesbaden.
- Reichertz, J. (2016): Qualitative und interpretative Sozialforschung. Eine Einladung. Wiesbaden.
- Reichertz, J./Wilz, S. (2016): Welche Erkenntnistheorie liegt der Grounded Theory zugrunde? In: Equit, C./Hohage, C. (Hrsg.): Handbuch Grounded Theory. Weinheim, S. 48–66.
- Schatzki, T. R. (2000): Practice minded Orders. In: Schatzki, T. R./Knorr-Cetina, K./Savigny, E. v. (Hrsg.): The Practice Turn in contemporary Theory. London, S. 42–55.
- Schatzki, T. R./Knorr-Cetina, K./Savigny, E. v. (Hrsg.) (2000): The Practice Turn in contemporary Theory. London.
- Schütz, A. (2004): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Konstanz.
- Schütz, A. (2010): Zur Methodologie der Sozialwissenschaften. Konstanz.
- Schütze, F./Meinefeld, W./Springer, W./Weymann, A. (1973): Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek, S. 433–496.
- Selke, S. (2015): Öffentliche Soziologie als Komplizenschaft. In: Zeitschrift für theoretische Soziologie, 4. Jg, H. 2, S. 179–207.
- Soeffner, H. G. (2011): Die Zukunft der Soziologie. In: Zeitschrift für Soziologie, 40. Jg., H. 2, S. 137–150.
- Unger, H. v. (2013): Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden.